

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Das japanische Schränkchen.

Von M. Carruthers. Deutsch bearbeitet von Fr. B. Resch.

(Fortsetzung.)

Plötzlich drang von drüben her durch die stille Nachtluft seine Stimme, aber, wie ihr schien, merkwürdig heiser und unnatürlich. Zuerst glaubte sie, daß Joseph, der Kammerdiener, bei ihm wache; in diesem Falle mußte er sich unwohl fühlen. Sie horchte aufmerksam, konnte aber seine Worte wegen der Entfernung nicht verstehen. Eine entsetzliche Angst erfaßte sie — wie, wenn Joseph doch nicht bei ihm war und er einen epileptischen Anfall hatte? Er sagte kürzlich, der nächste würde der letzte sein!

An allen Gliedern zitternd, schlüpfte sie in ihren Schlafrock und eilte hinüber.

Um in die Gemächer des Grafen zu gelangen, mußte sie erst einen langen Korridor und ihren gemeinsamen Salon passieren. Sie bemühte sich, die Thüren möglichst geräuschlos zu öffnen und zu schließen. Jetzt stand sie auf der Schwelle zu seinem Schlafzimmer. Alles still. Sie atmete erleichtert auf, schlich auf den Fußspitzen bis zu seinem Himmelbett und lüftete die Vorhänge ein wenig. Das matte Licht einer Ampel fiel auf sein blasses, leidendes Gesicht. Sie neigte sich einen Augenblick über ihn und horchte auf seine Atemzüge. Er schien sanft und ruhig zu schlafen. Gerade wollte sie sich wieder entfernen, als er in rührend traurigem Ton zu sprechen anfing: „Fürchte nichts, geliebtes Weib, sie können ihm nichts anthun! ... Wenn sie erst erfahren, daß ich der Mörder ..."

Seine Stimme erstarb in unverständlichem Gemurmel. Isabella blieb, vor Schreck gelähmt, stehen. Nun sprach er wieder: „Koskavitsch sagte, sie müsse sterben, wenn ich Dich, mein Liebling, heiraten wollte ... Nadine, armes Ding! Ich habe sie lange nicht gesehen — —"

Die schaudernde Lauscherin erfaßte mit Blitzesschnelle die ganze Situation und brach unter der Wucht ihres namenlosen Entsetzens fast zusammen.

„Der Absinth hat mich verrückt gemacht ... Ich habe fünf Glas getrunken! Nadine, sieh mich nicht so entsetzt an! Kennst Du mich denn nicht — mich, Deinen Gatten?"

Isa hatte genug gehört ... Sie wollte fliehen, aber ihre Füße versagten ihr den Dienst, ihre Zähne schlugen aneinander und ihr Körper war in Schweiß gebadet. Sie wußte später selbst nicht, wie sie ihr Zimmer erreicht hatte. Die Enthüllungen, die sie erlauschte, trafen sie wie ein Keulenschlag, der ihre Verstandeskräfte lähmte. Nur allmählich begann das Gehirn wieder zu funktionieren, und die ganze furchtbare Wahrheit drängte sich ihr auf. Das Verbrechen, dessen man ihren Vater beschuldigte und wegen dessen er sich demnächst vor den Assisen zu verteidigen haben würde, hatte ihr Gatte begangen! Teska Silberkoff war in Wirklichkeit Gräfin Pohitonoff, und der kleine Knabe, den Koskavitsch adoptierte, der eigentliche Erbe. Was war sie also, sie, Isabella von Feldau? Und ihr Kind? Wenn ihr Feodor einst erfahren sollte, daß sein Vater ein Mörder — entsetzlicher Gedanke!

„Mein Gott, mein Gott, laß ihn sterben, damit er die Wahrheit nie zu erfahren braucht!" stöhnte sie in ihrer Verzweiflung.

Und sie hatte diesen ... diesen Mörder lieben gelernt! Aber wie hätte sie anders gekonnt? War er nicht immer zärtlich, liebevoll und hingebend für sie gewesen? Ah, und hatte er nicht aus wahnsinniger Liebe zu ihr gesündigt? Er hatte fünf Gläser Absinth getrunken! Nur unter dem Einfluß dieses berauschenden Getränkes, welches noch schädlicher wirkt als der berüchtigte japanische Soke, konnte er den Mord begangen haben ... Einen Wahnsinnigen darf man für seine Thaten nicht verantwortlich machen. Auf diese Weise suchte das arme gequälte Weib das Verbrechen ihres Gatten zu beschönigen. Sie vermochte nicht den ersten Stein auf ihn zu werfen, ihr Herz zerfloß in Mitleid für ihn.

Der junge Morgen fand sie noch immer wach auf dem Sofa kauernd, wohin sie sich geworfen hatte, als sie in ihr Gemach zurückgekehrt war; aber schließlich fiel sie, körperlich und geistig erschöpft, in einen tiefen Schlaf, aus dem sie erst gegen zehn Uhr erwachte. Während sie Toilette machte, kam Joseph mit der Botschaft, daß der Graf sich zu unwohl fühle, um zum Frühstück zu erscheinen, und sie bitten lasse, zu ihm herüberzukommen. Sie leistete diesem Wunsch mit schwerem Herzen Folge. Als sie eintrat, saß der Graf bereits in einem dunkelroten Sammetschlafrock vor seinem Schreibtisch. Er sah sehr angegriffen aus, versuchte es aber, sich zu erheben, um Isa zu begrüßen; stöhnend fiel er indes in den Lehnstuhl zurück.

„Du mußt entschuldigen, mein Lieb, ich fühle mich heute sehr schwach. Ich habe eine sehr schlechte Nacht gehabt."

Zu seiner Enttäuschung und Verwunderung näherte sich ihm Isa nicht wie sonst, um ihm den Morgenkuß zu geben, sondern sank müde auf das in der Nähe der Thür stehende Sofa.

„Auch mir ist heute elend zu Mute," sagte sie.

„Was fehlt Dir, Isa?" fragte er, zärtlich besorgt.

Eine Weile blieb sie die Antwort schuldig, dann raffte sie ihre Kraft zusammen und entgegnete mit schwerer Zunge: „Ich konnte vor innerer Unruhe nicht einschlafen, allerlei Sorgen und Angstempfindungen quälten mich. Endlich stand ich auf, öffnete mein Fenster, und da bemerkte ich, daß auch das Deinige offen stand. Nach einer Weile hörte ich Dich sprechen ..."

„Mich?" unterbrach sie der Graf. „Das ist unmöglich! Du mußt geträumt haben, mein Kind!"

„Ich wollte, es wäre so! Ich glaubte zuerst, daß Joseph bei



Kgl. Hoftheater zu Stuttgart (Vorderansicht) nach dem Brande. (Mit Text.)

Dir wache; aber da ich deutlich Deine Stimme vernahm, wurde ich unruhig und eilte auf Dein Zimmer — —"

„Du warst in meinem Schlafzimmer?" schrie Wladimir entsetzt auf und umklammerte krampfhaft die Armlehnen seines Stuhles.

„Ja! Meine Angst war gerechtfertigt ... Du phantasiertest in Deinem Delirium. O mein armer, armer Mann! Ich ... ich ... weiß alles!" stieß sie unter heftigem Schluchzen hervor.

Der Graf sprang wie elektrisiert auf. Die Angst verlieh ihm übermenschliche Kräfte.

„Was weißt Du, Isabella?" schrie er heiser auf.

„Ich weiß Dein Geheimnis," stammelte sie seufzend.

„Welches Geheimnis?"

„Hast Du deren so viele, daß Du fragen kannst, welches?" sagte sie, ihre thränenerfüllten Augen vorwurfsvoll auf ihn richtend. „Ich habe aus Deinen Phantasien erfahren, daß die Frau, die erdrosselt zu haben mein Vater angeklagt ist, Nadine Pohitonoff — Dein Weib — war — und daß — —"

Isabella blieb das Wort in der Kehle stecken. Pohitonoff bot einen furchtbaren Anblick, seine Züge verzerrten sich krampfhaft, er öffnete die Lippen, um zu sprechen, aber nur ein gurgelnder Laut entrang sich denselben. Er riß sich den Hemdkragen auf, als ob er zu ersticken fürchtete, taumelte einige Schritte, Isabella sprang ihm zu Hilfe, um ihn zu stützen, aber noch ehe sie ihn erreicht, stürzte er zu Boden und schlug gegen das eiserne Kaminsims. Sie kniete neben ihm nieder und versuchte es, ihn aufzuheben, aber ein furchtbarer Krampf riß und zerrte an seinen Gliedern.

Mechanisch, wie im Traume, ging sie zur Thür und versperrte diese, dann kehrte sie zu ihrem leidenden Gatten zurück. Diesmal dauerte der Anfall länger als sonst, und Isa erlitt Höllenqualen. Er selbst hatte gesagt, es würde sein letzter sein; fast wünschte sie es.

Allmählich ließen die Krämpfe nach und Wladimir kehrte zum Bewußtsein zurück. Isabella half ihm ins Bett.

„Du hast mein Geheimnis entdeckt," sagte er mit schwacher Stimme. „Nun sollst Du auch die ganze Wahrheit erfahren. Ich bin nicht Graf Pohitonoff, und ich habe nie ein anderes Weib gehabt als Dich."

Isabella wurde von dem Gehörten so überwältigt, daß sie kein Wort zu erwidern vermochte. Ihr Gatte fuhr mit leiser Stimme mit seinen Bekenntnissen fort: „Mein Vetter, Wladimir Pohitonoff, ist in Sibirien an den Blattern gestorben. Nadine war sein Weib. Ich bin Graf Wladimir Strogonoff."

„Dann ist also Feodor Koskavitsch, wie der Kleine jetzt heißt, der wirkliche Graf Pohitonoff?" fragte Isabella.

„Ja. Er ist der gesetzliche Erbe meines Vetters, aber ich selbst erfuhr es erst wenige Tage vor unserer Verlobung, denn ich hielt Nadine bis dahin für die Verlobte Wladimirs. Koskavitsch hat mir die Augen geöffnet."

„Ich verstehe Dich nicht," unterbrach ihn die Gräfin verwirrt. „Kannte Nadine denn ihren Gatten nicht? Ist es Dir gelungen, sie ebenso zu täuschen wie die Großmama?"

„Du hältst mich für einen noch größeren Schurken, als ich bin!" sagte er mit Thränen in den Augen. „Ich habe Nadine, seitdem sie Sibirien verlassen, bis zu jenem unglückseligen Donnerstag mit keinem Auge gesehen ... Das Sprechen strengt mich zu sehr an. Ich habe meine Lebensgeschichte für Dich, mein geliebtes Weib, niedergeschrieben und nichts darin beschönigt. Nebenbei auch ein volles Schuldbekenntnis für den Präsidenten des Gerichtshofes. Es war meine Absicht, wenn ich noch am Leben sein sollte, bis der Fall Deines Vaters an die Reihe kommt, Gift zu nehmen. Begreifst Du nun, weshalb ich Dir bei seiner Verhaftung versicherte, daß ihm nichts geschehen könne?"

„O Wladimir!" schrie das entsetzte Weib auf; „Du würdest noch das Verbrechen des Selbstmordes zu Deiner andern großen Sünde geladen haben?"

„Das wird jetzt nicht mehr nötig sein."

Isabella stürzten die Thränen aus den Augen, ihr Körper erbebte unter dem heftigen Schluchzen.

„Ist es möglich, daß Du nach allem Vorgefallenen noch einen Funken von Mitleid oder gar Liebe für mich empfindest?" fragte er weich und blickte ihr dabei gespannt in das blasse Antlitz.

„Bist Du nicht mein Gatte und der Vater meines Kindes?" entgegnete sie gebrochen. „Was immer Du auch gesündigt haben magst, Wladimir, ich darf Dich nicht richten, und nichts kann die Erinnerung daran aus meinem Herzen tilgen, wie gut Du gegen mich gewesen."

„Gott segne Dich für diese Worte, mein Engel," flüsterte er mit einem unbeschreiblich dankbaren Blick. Er schloß die matten Augenlider und Thräne um Thräne rieselte die eingefallenen Wangen herab. Isa neigte sich über ihn und drückte ihre zitternden Lippen auf seine bleiche Stirn. Nach einer Weile schlief er ein. Diese Zeit benützte sie, um nach dem kleinen Feodor zu sehen, den an das Herz zu drücken sie das dringende Bedürfnis fühlte.

Wladimir schlief nicht lange. Als sie nach einer halben Stunde wieder in sein Zimmer trat, lag er bereits wach.

„Wie lieb von Dir, Isabella, daß Du zu mir kommst! Mag nun geschehen, was da will, ich war nun vier Jahre glücklich. Ach, so glücklich!" lispelte er und sah sie dabei voll Zärtlichkeit an. „Das kann nicht jeder sagen. Vier Jahre im Sonnenschein Deiner Liebe verlebt, ist mehr als ich je erhofft hatte! Ich war sicher, daß Du eines Tages hinter meinen Betrug kommen würdest, vielleicht sogar hinter mein Verbrechen, aber Du hast die Entdeckung erst gemacht, da ich auf der Schwelle zum Jenseits stehe — ich nehme die Versicherung mit, daß Du nicht aufgehört hast, mich zu lieben."

Eine grenzenlose Schwäche übermannte ihn; er sank erschöpft zurück. Gegen Abend bat er, Isa möge um einen Arzt schicken, damit die Leute ihr keinen Vorwurf machen könnten, daß sie ihre Pflicht versäumt habe. „Nun habe ich ja nichts mehr zu verbergen," meinte er, „und fürchte die Untersuchung nicht."

Der Arzt kam und sah, daß er einen Todeskandidaten vor sich hatte. Er stellte nur noch der Form halber einige Fragen und empfahl sich, nachdem er eine stärkende Arznei verschrieben.

„Ich glaube, ich sollte das für den Präsidenten bestimmte Dokument in Gegenwart zweier Zeugen unterschreiben," begann Wladimir kurz, nachdem der Doktor ihn verlassen. „Schicke nach einem Priester, Isa."

„Wen willst Du als zweiten Zeugen?"

„Ich dachte an Joseph, aber es wird besser sein, wenn der Notar es mitunterzeichnet."

Eine halbe Stunde später kamen der Geistliche und der Notar. Nachdem Wladimir das Dokument so gefaltet, daß sein Inhalt nicht sichtbar war und er den Eid abgelegt, daß seine Aussagen wahr seien, unterzeichnete er es, ebenso die beiden Zeugen, die sich dann kopfschüttelnd entfernten, nicht wissend, wozu sie da ihre Unterschriften gegeben haben mochten.

„Ich glaube nicht, daß ich leben werde, bis der Fall Deines Vaters an die Reihe kommt, aber wenn doch, Isa, dann werden Sie mich von meinem Totenbett auf die Anklagebank schleppen." Ein Zittern ging durch seinen Körper.

„Nein, Wladimir, das werden sie nicht! Du sollst in meinen Armen sterben, das schwöre ich Dir! Dein offenes Bekenntnis wird meinen Vater noch retten, selbst wenn sie ihn zum Tode verurteilen. Ich werde auf jeden Fall den Urteilsspruch der Richter abwarten. Sollte er freigesprochen werden, dann ist es ja nicht nötig, dem Gerichtshof das Dokument zu übermitteln. Ich werde es der Gräfin Pohitonoff schicken, nachdem ich mit Feodor Frankreich verlassen haben werde."

„Wie gut Du bist, mein Seelchen! Glaubst Du, daß ich auf Vergebung meiner Sünden hoffen darf?" fragte er nach einer Pause zögernd.

„Wer darf es wagen, der Gnade des Unerforschlichen Grenzen zu setzen? Er, dessen Wege nicht unsere Wege sind, wird Dir gewiß ein milder Richter sein!"

„Wirst Du für meine arme Seele beten, geliebtes Weib?"

„Ja, ich werde für Dich beten ohne Unterlaß!"

„Ich bin sehr müde, vielleicht werde ich ein wenig schlafen. Lies indes meine Geschichte. Ich glaube, der strengste Richter würde mildernde Umstände walten lassen, wenn er erst alles wüßte."

Darauf wandte der Todkranke sein Haupt mit einem tiefen Seufzer zur Wand und schloß die Augen.

Isabella nahm aus dem Schreibtisch ein blaues Heft und las.

15. Die Lebensgeschichte des Grafen.

„Gräfin Feodor Pohitonoff und meine Mutter waren Zwillinge und sahen sich so ähnlich wie ein Ei dem andern. Durch ein merkwürdiges Spiel der Natur verpflanzte sich diese Aehnlichkeit auch auf uns Vettern, so daß Freunde uns oft verwechselten. Meine Eltern starben sehr früh, nachdem sie Feodor Pohitonoff, der mich in sein Haus nahm und zusammen mit seinem einzigen Sohn erziehen ließ, zu meinem Vormund und zum Verwalter meines kleinen Vermögens eingesetzt hatten. Mein Vetter, nur um ein Jahr älter als ich, gewann mich sehr lieb. Wir verbrachten unsere Jugendjahre in heiterster Ausgelassenheit. Da er zart und schwächlich war, wurde er von seinen Eltern sehr verwöhnt und ich mit ihm. Kein Wunsch wurde ihm versagt, und als wir heranwuchsen, war unser Taschengeld ein fürstliches und ich an Luxus und Komfort schon so gewöhnt, daß ich mir ein anderes Leben gar nicht mehr denken konnte. Wir hatten einen Leibarzt, denn wir litten beide an der furchtbaren Krankheit, die wir von unserem mütterlichen Großvater ererbt.

Koskavitsch begleitete uns an die Universität und auf allen unsern kleinen und großen Reisen. Er hatte es verstanden, sich die Gunst und das Vertrauen der Eltern Wladimirs zu erringen und im Hause Pohitonoff festen Fuß zu fassen. Mir war er nie sympathisch, aber ich muß ihm trotzdem das Zeugnis ablegen, daß er

als Arzt um unser Wohl besorgt war und uns während unserer Anfälle aufopfernd pflegte.

Kurz nachdem Wladimir für mündig erklärt wurde, verliebte er sich rasend in ein wunderbar schönes, aber gänzlich ungebildetes und armes Mädchen, Nadine Leontieff, einen Findling, der von der Gemeinde erhalten wurde. Nadine war ebenso tugendhaft wie schön, und mein Vetter vermochte ihre Gunst nur zu erringen, indem er sie zu seiner Frau machte. Nach der Hochzeit gestattete sie ihm, sein Verhältnis zu ihr geheim zu halten, da sie nur zu gut wußte, daß Pohitonoffs Familie nie ihre Einwilligung zu einer Mesalliance geben würde. Wladimir versprach ihr, seine Eltern nach und nach zu ihren Gunsten umzustimmen. In Wirklichkeit hatte er nämlich vor, das reizende Geschöpf erziehen zu lassen, um sie dann als Dame von Bildung und Geburt vorzustellen. Aber Nadine haßte das Lernen und war allen Erziehungsbestrebungen abhold. Ihr Ideal von menschlichem Glück gipfelte darin, gut essen, sich elegant kleiden, schön wohnen und recht, recht viel Schmuck besitzen zu können. All dies erfuhr ich erst nach unserer Trauung, mein geliebtes Weib, denn Wladimir sprach nie mit mir über Nadine. Ich sah sie auch in Tobolsk nur selten, denn mein Vetter schien eifersüchtig zu sein, und da sie mir vollständig gleichgültig war, vermied ich es, ihr zu begegnen.

Wann und unter welchen Umständen wir vor fünf Jahren Tobolsk verließen, weißt Du ja. Wladimir wagte es auch jetzt noch nicht, Nadine als sein Weib anzuerkennen, denn er fürchtete wahrscheinlich den Zorn seiner gestrengen und hochmütigen Großmama. Nadine, die weiter ihren Namen Leontieff führte, reiste in Begleitung einer zuverlässigen alten Dienerin mit ihrem Kleinen nach Hamburg, wo Wladimir nach Verabredung mit ihr zusammentreffen sollte. Der Tod verhinderte die Ausführung seines Vorhabens.

In einem kleinen sibirischen Nest erkrankten wir beide an den schwarzen Blattern und wurden sofort aus dem Hotel in einer vor dem Dorfe stehende Baracke untergebracht. Diese war in drei Räume geteilt. Den einen bewohnte mein Vetter, den zweiten ich und den dritten Koskavitsch, unser Arzt und Krankenpfleger. Jedermann im Dorfe mied die Baracke, unsere Dienerin war geflohen. So geschah es, daß mein Vetter in den Armen Koskavitschs verschied, nachdem er ihm sein wahres Verhältnis zu Nadine gestanden, ihm seinen Trauschein und den Geburtsschein seines Sohnes anvertraut und das Versprechen abgenommen hatte, dafür zu sorgen, daß die Rechte der beiden gewahrt werden. Koskavitsch war es auch, der den Toten mit seinen starken Armen allein in den Sarg bettete, denn niemand mochte sich dazu hergeben, die gräßlich entstellte Leiche zu berühren. Seinem Gehirn entsprang auch die Idee, mich für Pohitonoff auszugeben.

Als er mir die Mitteilung machte, daß Wladimir gestorben sei, war ich furchtbar betrübt und ganz fassungslos, denn ich liebte meinen Vetter aufrichtig. Nach und nach beruhigte ich mich. Bei mir war alle Gefahr geschwunden, und ich begann, mich meines Lebens wieder zu freuen. Nun kam Koskavitsch mit dem Vorschlag, ich sollte die Rolle des Verstorbenen spielen, die Gräfin Pohitonoff täuschen und verhindern, daß das riesige Vermögen an die ohnedies reiche Seitenlinie übergehe. Daß ein wirklicher, echter Erbe da sei, verheimlichte er mir. Anfangs wies ich den Vorschlag empört zurück, aber Koskavitsch verstand es, meine Skrupel mit allerlei Vorstellungen zu besiegen. Die Versuchung war zu groß, und dann glaubte ich auch niemanden zu schädigen. Im Gegenteil, ich ersparte der alten Gräfin Ladislaus einen großen Kummer. Und welchen Gebrauch wollte ich von dem ungeheuren Vermögen machen! Ich nahm mir vor, die mir ungesetzlich angeeigneten Reichtümer zu Gunsten meiner leidenden Mitbrüder zu verwerten und so meine Sünde wieder gut zu machen. Der Himmel weiß, daß ich diesen Vorsatz auch ausgeführt habe. Kein Armer klopfte in diesen fünf Jahren vergebens bei mir an; ich habe unzählige wohlthätige Vereine in Frankreich und noch mehr in meiner Heimat unterstützt, verschämte Arme aufgesucht, Waisen erziehen lassen — übrigens Dir, mein Lieb, brauche ich ja nicht aufzuzählen, was ich alles gethan, Du hast mir ja wacker bei meinen Liebeswerken geholfen.

Der Versucher siegte! Du wirst nun fragen, welches Interesse der Elende an der ganzen Geschichte hatte. Nun denn, er bezog von Pohitonoffs ein sehr hohes Jahresgehalt und fürchtete, dieses zu verlieren. Freilich würde ihn Gräfin Ladislaus, der es um einen Erben zu thun ist, auch weiter in ihren Diensten behalten haben, wenn er ihr Feodor zugeführt hätte, aber das Kindchen war so zart und kränklich, daß er es nicht für lebensfähig hielt und sicherer zu gehen glaubte, wenn er mir die Rolle eines Usurpators aufdrängte. Auch spekulierte er nebenbei auf mein kleines Privatvermögen und verlangte unumwunden, daß ich statt Wladimir Strogonoff, der an den Blattern gestorben, ihn zum Erben desselben einsetze. Dies verweigerte ich aufs entschiedenste, denn erstens wollte ich, falls die Geschichte doch an den Tag käme, nicht ganz mittellos dastehen, und zweitens wollte ich ihn in Händen haben, um mich seines Schweigens zu versichern. Ich bewilligte ihm, so lange ich den Namen und die Stellung meines Vetters einnahm, die Zinsen meines Privatvermögens, welches, da ich als Strogonoff ohne Testament gestorben, mir als dem Grafen Pohitonoff, dem einzigen gesetzlichen Erben, zugefallen war. Mit dem Tage jedoch, an dem die Betrügerei enthüllt würde, hatte er, das bedang ich mir, keinen weiteren Anspruch darauf. Da ich fest bei diesem Vertrage beharrte, machte er gute Miene zum bösen Spiel, und ich war gewiß, daß ich von seiner Seite keinen Verrat zu fürchten brauche. Alles ging vortrefflich. Gräfin Ladislaus hielt mich für ihren Enkel, ich genoß alle Rechte desselben und Koskavitsch blieb in seinem fetten Amte. Nun hieß es nur noch, mit Nadine ein Abkommen zu treffen; Koskavitsch erbot sich, die Geschichte zu ordnen, und ich ließ ihm vollständig freie Hand. Aber ich rechnete ohne den Eigensinn Nadines; Koskavitsch traf in Hamburg mit ihr zusammen und machte ihr weiß, daß mich der Zar in hoher amtlicher Stellung nach Paris versetzt habe, daß ich mir durch einen Unfall die rechte Hand gebrochen und ihr daher nicht persönlich schreiben könne, ich sie aber durch ihn bitten lasse, vorläufig ihren Wohnsitz in London aufzuschlagen, wohin er sie sofort begleiten wolle. Das war ihr nicht recht, aber sie gab schließlich nach. Das Klima scheint ihr und dem Kinde nicht bekommen zu sein, und eines Tages erhielt Koskavitsch ein Telegramm, sie in Dover abzuholen. Sie bestehe darauf, nach Paris zu übersiedeln. Was war da zu thun? Koskavitsch ersann ein Lügengewebe. Er holte sie und das Kind in Dover ab, brachte sie nach Paris, wo sie zuerst in einem Hotel wohnten und dann im „Pavillon" auf dem Boulevard Lannes untergebracht wurden. Es war ihm gelungen, Nadine durch falsche Mitteilungen über mich zu bewegen, den Namen Teska Silberkoff anzunehmen und als seine Nichte zu gelten. Die hübsche, aber dumme Person war mit ihrem Schicksal ganz zufrieden und forschte nicht viel nach ihrem Gatten. Koskavitsch hatte ihr gesagt, daß ich in einer politischen Mission nach Konstantinopel geschickt worden sei und vielleicht auch ein Jahr oder zwei ausbleiben könne. Mir war es ganz gleich, ob sie in Paris lebte oder in Japan, so lange ich nur nicht in Berührung mit ihr zu treten brauchte. Ich sagte das Koskavitsch und bat ihn, Nadine nach einiger Zeit eine beträchtliche Abfindungssumme anzubieten und ihr weiszumachen, daß meine Großmama mich dringend zu verheiraten wünsche. Koskavitsch erklärte meinen Plan für vortrefflich, trotzdem er gut wußte, daß derselbe unausführbar sei; er fürchtete, daß ich, wenn er mir den wahren Sachverhalt mitteilte, mich selbst als falschen Erben anzeigen und den Sohn meines Vetters in seine Rechte einsetzen würde. Er gedachte auf seine Weise mit Nadine fertig zu werden, und es paßte ihm ganz gut in den Kram, daß ich mich gar nicht um das Weib kümmerte.

So standen die Dinge, als ich in den Besitz des Elfenbeinschränkchens kam, das ich für Großmama bestimmte, nicht aber Koskavitsch schenkte. Die Idee, mir durch das Los Deine Hand zu sichern, kam mir wie eine Eingebung, nachdem Dein Vater mir sein Anliegen vorgetragen. Natürlich mußte ich Koskavitsch ins Vertrauen ziehen, und da er sah, daß ich fest entschlossen sei, Dich zu meinem Weibe zu machen, gestand er mir alles und legte mir zur Beglaubigung die Papiere meines Vetters vor. Wir verbrannten dieselben später.

Mein Entsetzen, meine Reue, meine Verzweiflung waren grenzenlos. In meiner Wut wollte ich Koskavitsch niederschießen. Als ich mich einigermaßen beruhigt hatte, entwickelte er mir einen Plan, wie wir beide zu unsern Zielen gelangen könnten. Er strebte nach Nadines Gunst, ich nach Deiner Hand. Ich sträubte mich lange, aber meine Leidenschaft für Dich nahm mich gefangen und siegte über meine besseren Impulse. So gab ich Koskavitsch wieder freie Hand und wieder machte uns Nadine einen Strich durch die Rechnung. Er vermochte ihre Liebe auf keine Weise zu erringen; sie hatte Pohitonoff Treue geschworen und treu wollte sie ihm bleiben bis zum Grabe. Die Zeit drängte und ich mochte um keinen Preis mehr von Dir lassen. Koskavitsch, der bitteren Groll gegen Nadine hegte, sagte mir ganz kühl, daß es nur ein Mittel gäbe, mir Deine Hand zu sichern — die kleine Russin müsse aus dem Wege geschafft werden.

‚Aus dem Wege geschafft, was wollen Sie damit sagen?' herrschte ich ihn, meiner Sinne kaum mächtig, an.

‚Nun, wenn Nadine Pohitonoff nicht mehr ist, können Sie heiraten, wen Sie wollen. So lange sie lebt, wird sie ihre vermeintlichen Rechte geltend machen — das ist sicher Die kleine Wildkatze hat mehr Energie als man glaubt.'

Wie kühl und ruhig er das sagte, während in meinen Adern das Blut kochte! Daß ich ihm damals kein Leid angethan, wundert mich heute noch. Ich hieß ihn barsch, mich ungeschoren zu lassen. O, das waren entsetzliche Stunden, die ich damals durchlebte! Ich mußte entweder auf das höchste Lebensglück verzichten,



Kgl. Hoftheater zu Stuttgart (rechte Seite) während des Brandes.

oder ein mir vollständig gleichgültiges Geschöpf aus der Welt schaffen. Was war mir Nadine? Weshalb ließ sie sich nicht abschütteln und ging nicht auf meine Vorschläge ein? Warum sollte ich ihretthalben auf das Glück, Dich zu besitzen, verzichten? Ich redete mich allmählich in solche Wut gegen das arme Geschöpf, daß sich meine Gleichgültigkeit in Haß, in bittern Haß verwandelte. Die guten und die bösen Geister in meiner Brust flüsterten und verhandelten miteinander, mein Blut geriet immer mehr in Wallung, und schließlich siegten die bösen. Um zwölf Uhr nachts sprang ich aus dem Bette und schlich mich wie ein Dieb zu Koskavitsch ins Zimmer. Er gab mir ein Beruhigungsmittel und fing dann an, mir seinen Plan auseinanderzusetzen. Mir graute. Ich will Dich nicht weiter mit der Schilderung meines damaligen Seelenzustandes quälen, nur so viel sei gesagt, daß ich mich allmählich zu Koskavitschs Ansicht bekehrte. Mein Mitleid mit dem Opfer und mein Abschen vor dem Verbrechen wurden von meiner Leidenschaft erstickt, und ich entschloß mich, zum Mörder zu werden. Der Doktor hatte vor einiger Zeit ein rasch tötendes Gift erfunden, das aber Spuren zurückließ. Er weigerte sich daher, es mir zu überlassen, ehe er sich in Sicherheit gebracht.

‚Der Verdacht würde selbstverständlich, da ich der einzige Besucher Madame Silberkoffs bin, in erster Linie auf mich fallen, ich muß also ein Alibi nachweisen können,' sagte er mir.

(Schluß folgt.)

Ein probates Mittel.

Humoreske von Paul Bliß. (Nachdruck verb.)

Es hatte wieder eine kleine Scene gegeben, und wie gewöhnlich um ein Nichts, — seit zwei Tagen war das nun fünfmal geschehen, — nun aber wurde es ihm zu toll, so daß er aufstand, das Zeitungsblatt fortlegte und den Redestrom seiner jungen Frau energisch unterbrach.

„Ich sage Dir, Ulrike, jetzt habe ich die Sticheleien satt. Wohin Du zielst, weiß ich ja, auch wenn Du es nicht direkt sagst, aber ich erkläre Dir hiermit kurz und bündig, wir geben die Gesellschaft nicht! Das ist mein letztes Wort, und damit basta."

Frau Ulrike stand triumphierend vor ihm und sah ihn mit blitzenden Augen an, endlich rief sie: „Und ich sage Dir, wir geben die Gesellschaft doch!"

Er zuckte die Schultern, lächelte überlegen, schwieg aber, nahm seinen Platz am Kamin wieder ein und las die Zeitung weiter.

Sie jedoch wurde nun erst recht erregt. „Oder glaubst Du etwa, daß ich meine Jugend vertrauern will? Zutrauen kann ich Dir das schon! Ich hätte Dich einmal sehen mögen, als Du dreiundzwanzig Jahre alt warst; Du sollst es ja nett getrieben haben! Aber so seid ihr Männer alle, ihr tobt euch aus, bevor ihr in die Ehe kommt, und natürlich seid ihr dann müde, wollt Ruhe und betrachtet die Ehe als ein Institut für Altersversorgung; auf die Frau wird ja niemals Rücksicht genommen! Ich aber erkläre Dir hiermit ebenfalls kurz und bündig, daß mir so ein Leben ganz und gar nicht behagt, ich will die Rechte der Frau gewahrt wissen, und damit ebenfalls basta!"

Ruhig lächelnd sagte er: „Die Erregung kleidet Dich gut, Frauchen; komm her, gieb mir einen Kuß!"

Sie aber wurde nur noch erregter. „Ich sage Dir, Fritz, treibe mich nicht zum äußersten! Du kennst mich noch nicht ganz! Ich weiß jetzt, was ich will; nicht umsonst bin ich der Frauenbewegung beigetreten."

„Ach, das also wieder!" rief er lachend.

Doch nun plötzlich drehte sie sich um, rauschte zur Thür hinaus und warf sie krachend ins Schloß.

Er war allein. Er sah ihr nach. Plötzlich aber wurde er ernst. Nachdenklich schaute er in die Kaminglut. Ihre Worte kamen ihm wieder ins Gedächtnis. — Sie waren nun ein halbes Jahr verheiratet. Er war dreiunddreißig, sie genau zehn Jahr jünger. Und ihr Vorwurf von vorhin traf ihn nun. Er war wirklich ein wenig rücksichtslos und egoistisch. Ein leises Unbehagen überkam ihn, so daß er aufstand und hin- und herging.

In diesem Augenblick trat das Dienstmädchen ein, um den Tisch zu decken. Plötzlich fragte er: „Sie decken ja für drei Personen, Lina?"

„Der Herr Doktor ist ja für heute geladen," antwortete das Mädchen.

„Ja so," sagte er nur, aber er verstellte sich, denn er wußte gar nichts davon.

Als er allein war, versank er wieder in Nachdenken, und da mit einmal war es ihm, als sähe er nun ganz klar, weshalb seine Frau so gänzlich verändert war: Dieser Doktor Werkenthin war schuld daran! Er hatte der kleinen Frau die Schrullen von der Frauenbewegung in den Kopf gesetzt! Das war die Ursache!

Nachsinnend spann er diesen Gedanken weiter. Und da fiel ihm denn auch ein, wie oft Ulrike mit diesem Doktor zusammengekommen war und daß sie einen ziemlich regen Briefwechsel unterhalten hatten, und so nach und nach entsann er sich all der Augenblicke, in denen sie diesem Prahlhans vertraulich zugenickt und seine Galanterien sich hatte gefallen lassen. Eine leise Eifersucht überkam ihn. Und jetzt machte er sich den ernsthaften Vorwurf, daß er sein Frauchen in der That ein wenig vernachlässigt hatte. Zugleich aber beruhigte er sich nun auch: das sollte nun anders werden!



K. Hoftheater zu Stuttgart (rechte Seite) nach Einsturz der Seitenwand.

Eine Stunde später.

Das kleine Diner ist vorüber. Die beiden Herren sitzen plaudernd im Rauchzimmer. Der Doktor, durch das gute Diner in Stimmung gekommen, spricht mit großen Worten für seine ideale Sache, für Gleichberechtigung der Frauen, die er auf den Schild gehoben, und für die er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln kämpfen will.

Ohne ihn zu unterbrechen, scheinbar andächtig, hört Fritz zu, bei sich aber denkt er: ‚Sprich du nur immer zu, du fader Geselle, ich durchschaue dich ja doch; die Frauenfrage ist dir ein ganz einträgliches Geschäft geworden, und all diese schönen, großen Worte führst du stets im Munde, wenn du bei einer von denjenigen Frauen zu Tisch geladen bist, die deinen Phrasen Glauben schenken, mir aber imponierst du damit durchaus nicht und deshalb sollst du mir auch nicht mehr ins Haus kommen.‘ Das alles denkt der junge Ehemann nur, er hätte es ja diesem Großsprecher auch am liebsten gerade heraus sagen mögen, erstens aber wollte er nicht unhöflich sein, und dann fand er auch Freude daran, ihn mit anderen Waffen zu schlagen.

Um fünf Uhr verabschiedete sich der Doktor. Als er der jungen Frau galant die Hand küßte, glaubte Fritz zu bemerken, daß er ihr sehr vertraulich zunickte. Von neuem lohte die Eifersucht in dem jungen Gatten empor, indessen nahm er sich zusammen, um sich nicht zu verraten.

Bald darauf bereitete Ulrike sich zum Ausgehen vor.

„So spät willst Du noch fort?“ fragte Fritz.

„Ich will zur Modistin,“ sagte sie leichthin; als sie aber das ernste, fast finstere Gesicht ihres Mannes sah, lächelte sie heimlich und verstohlen und dachte: Na, warte nur!

Mit erzwungener Ruhe entgegnete er: „Wenn Du also noch ausgehen mußt, so werde ich Dich begleiten.“



Das Recht des Stärkeren, Gezeichnet von F. Specht. (Mit Text.)

„Ich danke, das Mädchen geht mit mir,“ sagte sie kurz.

Prüfend sah er sie an. „Nein, ich will Dich begleiten.“

Jetzt sah auch sie ihn an. „Und Dein Klub?“

„Ich gehe eben heute nicht hin.“

„Das sieht ja beinahe wie Mißtrauen aus!“ rief sie.

„Fühlst Du Dich getroffen?“ fragte er nur.

„Das verbitte ich mir aber ernsthaft.“

Mit vollen Blicken sahen sie sich an.

Dann sagt er ruhig und bestimmt: „Ulrike, Du hast ein Geheimnis vor mir.“

Sie schweigt.

„Ulrike, ich bitte Dich, laß diesen Trotz!“

Auch jetzt noch schweigt sie, heimlich aber jubelt sie fast vor Freude.

Und er wird nun wieder erregt: „Ich habe euch ja vorhin beobachtet, ich weiß alles!“

„Was also weißt Du?“

„Ich weiß, daß Du Dir seit mehr als vierzehn Tagen von diesem Laffen den Hof machen läßt!“

Lächelnd sah sie ihn an. „Du nennst den Doktor einen Laffen, weil er eine Sache vertritt, die Du entweder nicht verstehst, oder nicht gutheißen willst.“

„Oho, meine Liebe, so dumm bin ich denn doch nicht, wie Du mich hinzustellen beliebst! Daß die Frauenfrage ihre Berechtigung hat, bestreite ich gewiß am letzten; ich wünsche nur, daß man zum Vertreter einer so wichtigen Sache nicht solchen Hanswurst macht, der nur sein Geschäft damit treibt, sich in guten Häusern durchfüttert und ehrbaren Frauen den Kopf verdreht.“ Wütend sah er sie an.

„Dein Vorwurf trifft mich ganz und gar nicht,“ sagte sie obenhin lächelnd.

„So, also Du willst noch immer leugnen, Ulrike?“

„Aber ich habe gar nichts zu leugnen.“

„Ich hab's ja deutlich gesehen! Eure Blicke habe ich abgefangen, als dieser famose Doktor Abschied nahm."

Noch immer lächelte sie. „Dann hast Du in Deiner blinden Eifersucht mehr gesehen, als in Wirklichkeit geschehen ist."

„Also gut, wenn Du Dich so unschuldig glaubst, dann zeig' mir die Briefe des Doktors."

„Das ist empörend!" rief sie nun.

„Aber wenn Du Deine Unschuld beweisen kannst?"

„Du sollst meinen Worten auch so glauben!" rief sie immer erregter.

„Ulrike," entgegnete er mit zurückgehaltener Wut, „Du überschätzest meine Langmut; ich lasse mich nicht zum Strohmann machen!"

Nun traf ihn ein Wutblick. „Nimm das Wort zurück, im Augenblick!"

Wieder standen sie sich Auge in Auge gegenüber.

„Nein!" sagte er energisch.

„Dann warte!" Sie drohte ihm und verschwand in ihrem Zimmer.

Sprachlos starrte er auf die Thür; völlig ratlos war er im Augenblick. Endlich pochte er an. Keine Antwort. Die Thür war verschlossen. Erneutes stärkeres Pochen. Wieder keine Antwort.

„Oeffne, Ulrike, ich bitte Dich darum!"

„Nein, nicht eher, bis Du das Wort zurückgenommen hast!"

„Also gut," sagte er kleinlaut, „ich nehme es zurück."

Langsam schob sie den Riegel zurück, und schnell trat der wütende Gatte ein.

„Also die Briefe?"

„Da sind sie," und mit ironischem Lächeln warf sie ihm die sechs kleinen Briefe zu.

Und er, mit zitternden Händen, riß die Umschläge auf und durchlas ein Billet nach dem andern, aber immer länger wurde sein Gesicht, immer enttäuschter seine Miene, denn nichts, gar nichts Verdächtiges enthielten die Briefe, meist waren es Einladungen zur Teilnahme an Bazaren und anderen Wohlthätigkeitsveranstaltungen, oder auch Aufforderungen, der Frauenbewegung beizutreten. Als er zu Ende gelesen hatte, trat er mit leichter Beschämung zu seiner jungen Frau hin.

Und sie lag auf der Ottomane, das Gesicht ins Polster gedrückt.

Er glaubte, daß sie weinen würde, und nun wollte er sie durch ein gutes Wort versöhnen, da aber richtete sie sich auf, sah ihn an und lachte aus vollem Halse, — nun endlich durfte sie ihn auslachen!

Sprachlos, verwirrt und beschämt starrte er sie an.

Da begann sie: „Und Du warst so blind, meinen Plan nicht gleich zu durchschauen? Du konntest also wirklich ernsthaft glauben, daß ich diesen faden Menschen Dir vorziehen würde? Gott, wie dumm seid ihr Männer doch alle, wenn ihr eifersüchtig seid, wie blind, daß ihr selbst auf ein so altes Mittel noch reinfallt!" Herzhaft lachend blickte sie ihn an.

Einigermaßen verblüfft sah er sie an. Endlich raffte er sich auf, und um sich nun so schnell als möglich aus der beschämenden Situation zu ziehen, sagte er einfach: „Du bist doch ganz unberechenbar, kleine Hexe!" und nahm sie beim Kopf und küßte sie lustig ab.

Sie aber rief jubelnd: „Doch die Gesellschaft geben wir nun aber ganz gewiß!"

Resigniert antwortete er: „Du läßt mir sonst ja doch keine Ruhe."

Sie nickte nur lachend dazu.

Der famose Herr Doktor kam natürlich von jetzt an nicht mehr ins Haus, und über eine Vernachlässigung hatte die junge Frau fortan auch nicht mehr zu klagen.

Südpolar-Expeditionen.

Von Max Lay. (Nachdruck verboten.)

Die deutsche Südpolarexpedition, die im Vorjahr ihre auf drei Jahre projektierte Reise von Kiel aus angetreten hat, lenkt die allgemeine Aufmerksamkeit auf die unendliche Wasser- und Eiswüste im tiefsten Süden des Erdballs, die von allen Meeren bisher am wenigsten erforscht wurde. Hauptursache ist wohl die große Entfernung von allen Kulturländern, die das Interesse dafür verringerte. Materielle Ausbeute an Thran und anderen guten Dingen könnte sie aber jetzt unter der immer mehr zunehmenden Dampfkraft in der Schiffahrt mehr liefern als die ziemlich ausgeraubte arktische See, und in dieser Hinsicht werden die antarktischen (südpolarischen) Gebiete auch wohl in nächster Zukunft die Unternehmungslust reizen. Die mit jeder Expedition Hand in Hand gehende Erforschung der Fauna giebt von selbst den Anreiz dazu. Hauptzweck der deutschen, wie der gleichzeitigen Unternehmungen anderer Staaten ist aber vor allem die meteorologische Forschung, in gleicher Weise, wie das vor etwa zwanzig Jahren in den Nordmeeren geschah, wo ein ganzer Kranz von Beobachtungsstationen möglichst nahe an den Nordpol gerückt wurde, um aus den dortigen Temperaturverhältnissen und den damit zusammenhängenden Luft- und Wasserströmungen, Eisbildung und -Bewegung die Grundlagen zur Bestimmung unserer Witterungsbedingungen festzustellen. Hierdurch bekommen die rein wissenschaftlichen, ebenso langwierigen, wie gefahrvollen Polarreisen einen eminent praktischen Wert, wenn auch zur Erzielung und Verarbeitung der tausenderlei Beobachtungen ein Menschenalter an Zeit erforderlich wird. Die kühnen Pioniere der Wissenschaft müssen sich von vornherein damit begnügen, auch im allergünstigsten Falle nur ein paar Bausteine zusammenzutragen, die zum geistigen Kulturdenkmal aufzubauen den nachkommenden Generationen überlassen bleibt. Diese für manchen auf den ersten Blick ziemlich entmutigenden Reflexionen fanden und finden heut noch Anwendung sogar auf die Nordmeere, die uns verhältnismäßig „bequem" liegen und im Laufe der Jahrhunderte ausgiebig durchforscht sind. Schon das jahrhundertlange Suchen nach der Nordwestpassage nach Asien verursachte unzählige Expeditionen nebst Rettungsexpeditionen zur Aufsuchung verschollener Forscher. Als diese 1830 von Mac Clure gelegentlich der Suche nach Spuren der verschollenen Franklin-Expedition endlich entdeckt wurde, und Nordenskiöld 1878 auf 1879 sogar auch eine Nordostfahrt nach dem Stillen Ocean erzwang, erwiesen sich bekanntlich zwar beide Durchfahrten für den Verkehr durch ständig ungünstige Eisverhältnisse wertlos; aber diese vielmaligen Durchfurchungen der Nordmeere und ihre geographischen Resultate ließen in den Augen kühner Unternehmer die vorhandenen Gefahren so weit nicht achten, daß ihre Nachfolger in den letzten Jahrzehnten gewissermaßen mit leichtem Mut dem Geheimnis des Pols zu Leibe rückten. Sie rechnen heutzutage kaltblütig mehr oder weniger mit der Gewißheit, das Schiff verlassen zu müssen und sich dennoch auf Schlitten und Booten weiter hinauf nach Norden und wieder in die Heimat zurückzufinden. Der verschollene Andree glaubte mit freilich allzugroßer Tollkühnheit, sich mit einem Ballon begnügen zu dürfen, um später mit Hilfe im Polargebiet bereits vorhandener Verkehrsmittel die Rückreise bewerkstelligen zu können. Verrechnete er sich auch zu seinem Unglück in den Windverhältnissen, so beweist doch immerhin sein auch von anderen Kennern der Polargegenden gutgeheißenes Unternehmen, daß man in Forscherkreisen nicht mehr fürchtet, dort oben ganz und gar aus dem Kontakt mit der Menschheit zu kommen.

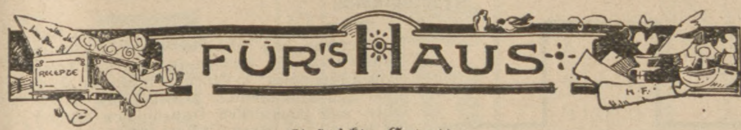
In der Südpolarzone liegen die Verhältnisse aber noch bedeutend ungünstiger. Wer dort seines Schiffes verlustig geht, kommt in eine geradezu hoffnungslos verzweifelte Lage. Das liegt vor allem naturgemäß an den geographischen Verhältnissen, der zu ungleichen Verteilung von Land und Wasser. Im Norden reichen die drei Kontinente und die damit gegebenen, wenn auch noch so schwierigen Verbindungen mit der Kulturwelt bis weit in die achtziger Breitengrade hinein. Im Süden dagegen finden zwei Kontinente schon vor dem vierzigsten Breitengrade ein Ende, und nur Amerika reicht bis zum 54 ° nach Süden. Dann zieht sich rund um den südlichen Kugelabschnitt ein offener Ocean, in dem nur ganz vereinzelt winzige Gruppen von meist vereisten Felseneilanden liegen. Die sog. Landmassen am südlichen Polarkreis und südlich desselben, wie Wilkesland, Grahamland und Viktorialand, sind jedenfalls auch nur Inselgruppen, zwar bedeutenden Umfangs, aber in ihrer wirklichen Ausdehnung und Gliederung noch sehr wenig bestimmt. Durch die schwere und sehr unregelmäßige Zugänglichkeit ihrer Küsten sind sie zu Stützpunkten für Schiffbrüchige noch viel weniger geeignet als die Nordpolarländer. Ein Wassergürtel, der sich ununterbrochen über mehr als dreißig Breitengraden erstreckt und im größten Teil des Jahres vom Treib- und Packeis völlig undurchdringlich gemacht wird, isoliert die Südpolarländer vollkommen, und der große Mangel an Landfesten verhindert auch die Anlegung von Stationen, Proviantlagern und Merkpunkten, die zur Rückkehr benutzt oder in ihrer Reihenfolge zu Wegweisern für Hilfsexpeditionen dienen können. Die Forscher in der Südpolarsee haben also mit so ungünstigen Allgemeinbedingungen zu rechnen wie die Forscher im Norden in den vergangenen Jahrhunderten. Das heißt, sie sind lediglich auf ihre eigenen Hilfskräfte angewiesen und haben zudem noch mit bedeutend ungünstigeren Witterungsverhältnissen zu kämpfen. Das merken schon die Seefahrer, die auf Seglern die südlichen Spitzen von Afrika und Amerika umschiffen. Für die Handelsschiffahrt ist Kap Hoorn als die gefährlichste und unangenehmste Passage berüchtigt wegen der ständigen Südweststürme und der dortselbst auch in der wärmsten Jahreszeit herrschenden niedrigen Temperatur. — Der Weg der Segelschiffe aus dem Atlantic um das Kap der guten Hoffnung geht auch mit Rücksicht auf praktikable Windrichtung im weiten Bogen, zehn Grad südlicher als die Landspitze, als etwa auf dem 45. ° Breitengrad nach Osten, und auch in der Sommerzeit trifft man hier die an Kap Hoorn erinnernde Witterung.

Aus allen diesen Gründen wurde das Südmeer von jeher möglichst gemieden, und auch die zahlreichen Walfischfänger im Pacific-Ocean gehen nur ungern über den 30. Grad südlich hinaus, da sie wissen, daß sie einmal vereist, selten wieder rechtzeitig loskommen. Die bisherige Vereinsamung des südlichen Oceans spiegelt sich auch in der Litteratur wider. Haben wir über die Nordmeere schon ganze Bibliotheken, so blieben die Werke über die antarktische Welt verhältnismäßig sehr spärlich. Ein so ziemlich alles zusammenfassendes Werk auf streng wissenschaftlichen Grundlagen und doch in einer auch für den Nichtfachmann fesselnden Form geschrieben, gab kürzlich Dr. Karl Fricker mit seiner „Antarktis" (bei Alfred Schall, Berlin) heraus. Aeußerst interessant ist hierin die Schilderung der ersten Südpolarexpedition, die im Jahre 1738 von dem Franzosen Bouvet unternommen wurde. Bis in jene Zeiten hatte man nämlich noch sehr phantastische Ansichten von der Gestaltung der Erdoberfläche im fernen Süden. Nach der Entdeckung Brasiliens im Jahre 1500 nahm man eine große, um den Südpol herumgelagerte „Terra australis" an. Fünfzehn Jahre später entwarf der Nürnberger Astronom und Geograph Johannes Schöner auf Grund von Berichten der Portugiesen einen Globus, auf dem Südamerika schon auf dem 41 ° südl. Breite, beim Golf von S. Matias endet. Südlich davon, nur durch eine wenig breite Straße getrennt, sollte ein „Brasile regio" benanntes Land in großer west-östlicher Ausdehnung, und gegen den Südpol hin sich erstrecken. Als nun Magalhaes richtig eine — wenn auch 10 ° südlicher gelegene Durchfahrt entdeckte, nahm man unbedenklich die Feuerland-Inseln für die Nordküste eines den Südpol umfassenden Kontinentes, dessen Strandkonturen von Schöner und seinen Nachfolgern in freier Phantasie auf den Karten erfunden wurden. Die Weiterentwicklung der Entdeckungen in jener Gegend wurde immer mehr mit romantischem Reiz umgeben. Schon im Jahre 1504 hatte ein normannischer Seefahrer, der Sieur Binot Paulmièr de Gonneville, einen jungen Eingeborenen, angeblich Häuptlingssohn, wahrscheinlich Patagonier, von der südamerikanischen Küste mit nach

Frankreich gebracht. Er lernte französisch, wurde getauft und verheiratete sich sogar mit einer adeligen Dame. Die Tradition von den fürstlichen Ahnen auf der Terra australis pflanzte sich in der Familie fast zweihundert Jahre lang fort. Einer der Nachkommen beschäftigte sich dann wieder mit der bereits vergessenen Reise Gonnevilles, und seinen Bemühungen ist es zu verdanken, daß nach abermals fünfzig Jahren die französische „Compagnie des Indes“ zwei Schiffe ausrüstete, um das fabelhafte Fürstentum aufzusuchen, und da man keine Ahnung mehr davon hatte, daß der erste civilisierte Ahne eigentlich aus Südamerika stammte, dessen Küstenlinien inzwischen schon im Specielleren festgelegt waren, so vermutete man die Herkunft des seligen Fremdlings aus einem fruchtbaren und reichbevölkerten Lande, das irgendwo an den südatlantischen oder indischen Ocean stieß.

Im Sommer 1738 also segelte Admiral Lozier Bouvet im Auftrage genannter Compagnie an Bord des „l'Aigle“ und in Begleitung der „Marie“, Kapitän Hay, aus dem Hafen von L'Orient, wandte sich zunächst nach St. Catharina in Brasilien, und nachdem er sich hier noch einmal genügend verproviantiert hatte zur kühnen Entdeckungsreise, steuerte er nach Südosten, um das auf seinen Karten verzeichnete „Cape des Terres australes“ oder „Terre de vue“ anzulaufen, das angeblich auf 44 ⁰ Grad Süd und dem Nullmeridian von Teneriffa zu finden sein mußte. Als er vergeblich nach diesem Punkte gesucht, kam er auf die nicht ungerechtfertigte Vermutung, daß seine Vorgänger sich geirrt, und kleine Felseninseln (die Tristan da Gunha-Inseln oder die Diego Alvarez-Inseln, die in jener Gegend liegen?) oder gar nur schwimmende Eisinseln für das Vorland eines Kontinents gehalten hatten. Da seinem weiteren Vordringen nach Süden nichts im Wege stand, machte er am 15. Dezember unter 49 ⁰ selbst die Bekanntschaft dreier Eisberge, von denen der größte seiner Schätzung nach einen Umfang von 2 bis 3 Lieus (11—16½ Kilometer) bei etwa 1000 Fuß Höhe haben mochte. Aus der Anwesenheit dieser Riesen, die er zudem wahrscheinlich überschätzt hat in Bezug auf die Höhe, schloß er auf die Nähe einer ebenfalls sehr hohen Landmasse, „bei der sie entstanden waren, und hohe Länder seien gemeiniglich am gesündesten.“ — Aber diese wollten sich bei festgehaltenem Südkurs immer noch nicht sichten lassen, bis ihn das immer bedrohlicher werdende Treibeis zwang, nach Osten auszuweichen.

Am 1. Januar 1739 entdeckte man wirklich Land in Ost-Nord-Ost, das hoch und mit Schnee bedeckt war. Er taufte die heute Bouvet-Inseln genannten Eilande, der Mode der damaligen Zeit folgend nach dem Kalender Cape de la Circoncision (Vorgebirge der Beschneidung), und hatte sich insofern auch selbst geschnitten, als sich die in ungeheueren Eismassen steckenden Felsen wieder nicht als „Festland“ herausstellten. Zwölf Tage lang versuchte er vergeblich, das Packeis soweit zu durchdringen, um eine Landung zu bewerkstelligen, wobei man bedenken muß, daß Neujahr auf der südlichen Erdhälfte den Hochsommer bedeutet. An einem klaren Tage glaubte er aber feststellen zu können, daß das Land nach Südosten zu flach wurde, und mit Wald bedeckt war. Wieder eine optische Täuschung, da erfahrungsgemäß eine Art Rispengras, Poa fabellata, das in der schönsten Jahreszeit auch auf anderen Inseln der Polarwelt vorkommt, dort von fern den Eindruck von Buschwerk hervorruft. Daß das vermeintliche Land hier für Ansiedelungszwecke doch nicht geeignet sei, wurde ihm selbst klar. Die sagenhaften, fruchtbaren Länder Gonnevilles mußten also noch weiter östlich liegen; er brauchte nur noch der „Küste“ zu folgen. Das that er denn auch noch 425 Lieus weit (2363 Kilometer), wobei er bis auf den 57. Breitengrad nach Süden kam. Da er aber auf dieser langen, beschwerlichen Fahrt nur Eis und wieder Eis antraf, das je weiter nach Süden immer dichter und undurchdringlicher wurde, kam er endlich zu der Ueberzeugung, daß die Terra australia ein Phantasiegebild war, und kehrte dann, immer weiter nach Norden abgedrängt, in eisfreies Wasser und schließlich in die Heimat zurück. So teilte Bouvet das Schicksal vieler Entdecker, irgend einen vorgefaßten Punkt zu suchen und nicht zu finden. Dennoch bleibt ihm das Verdienst, als Erster so weit nach Süden und Osten in der Südpolarsee vorgedrungen zu sein. Die Bouvet-Inseln gingen der Geographie für lange Zeit wieder verloren. In den Jahren 1808 und 1823 wurden sie von Walfischfahrern besucht. Andere bekannte Forscher, so James Roß und Moore, haben sie vergeblich gesucht, so daß man schon vermutete, unterseeische vulkanische Erschütterungen hätten die Felsenriffe gänzlich unter Wasser versenkt. Das Nichtfinden lag aber wohl nur an den ungenauen Ortsbestimmungen Bouvets. Die deutsche Tiefsee-Expedition war im Jahre 1898 glücklicher. Sie lief die Bouvet-Inseln an, und entdeckte sie somit zum zweiten Male.



Gestrickte Capotte.

Material: 100 Gramm Zephyrwolle, 2 starke Stahlstricknadeln, eine Holzstricknadel von etwa Bleistiftdicke, Band zu Schleifen.

Diese einfach herzustellende, praktische und kleidsame Kopfbedeckung gleicht durch ihre Art des Strickens einer Allongeperrücke, besonders wenn sie in Weiß und Grau gearbeitet wird. Das uns vorliegende Modell ist in schwarzer, doppelt genommener Zephyrwolle und in goldgelber, einfacher Zephyrwolle gestrickt (stets wechselnd 4 Reihen gelb, 4 Reihen schwarz); erstere ergiebt die dick aufliegenden Locken, letztere den Untergrund. Die goldgelben Streifen zeigen sich auf der Oberseite als einfache Rechtsmaschen, die schwarzen Lockenreihen als grobe Linksmaschen. Sehr loses Stricken ist die Hauptbedingung zum Gelingen der Arbeit. Man beginnt mit der goldgelben Wolle, schlägt 93 Maschen an und strickt: 1te Reihe links, 2te Reihe rechts; diese 4 Reihen erscheinen auf der Oberseite rechts. Man legt jetzt die schwarze, doppelt genommene Wolle an und strickt damit als 5te Reihe links, 9 mal wechselnd: 3 Maschen mit der Stahlnadel, 7 M. mit der Stahl- und Holznadel (man faßt beide Nadeln zusammen, sticht mit denselben in die abzustrickende Masche und zieht den Arbeitsfaden über beide Nadeln) und schließt die Reihe mit 3 mit der Stahlnadel gestrickten Maschen. Man zieht die Holznadel heraus und strickt die 6te Reihe genau wie die 5te. 7te Reihe rechts, 9 mal wechselnd: 3 M. mit der Stahlnadel, 7 M. mit der Stahl- und Holznadel, 3 mit der Stahlnadel gestrickte Maschen schließen die Reihe. 8te Reihe wieder links wie 5te und 6te. Man wiederholt noch zweimal von Reihe 1 bis 8. In der zweiten Reihe des nun folgenden gelben Streifens nimmt man in Zwischenräumen von je 9 Maschen eine Masche ab, reduziert also die Breite der Arbeit auf 83 M., d. i. 8 Locken. Auch die 2te Reihe des 7ten, 10ten u. 15ten gelben Streifens mindert man, gut verteilt je um 10 Maschen, so daß man zuletzt nur noch 5 Locken in jeder Reihe hat. Der 17te gelbe Streif macht den Beschluß der Arbeit, man nimmt in der 2ten Reihe desselben nochmals 10 M. ab, kettelt in der 4ten Reihe ab und näht, bei der Anfangs- und Endmasche beginnend, je 2 gegenüberliegende Maschen aneinander. Diese Naht faßt man durch eine Querfalte zusammen und setzt die obere Bandschleife darauf. Die Mittellocke des 7ten schwarzen Streifens, von unten gezählt, greift man auch zu einer Falte zusammen und setzt dort ebenfalls eine Schleife auf; zu Seiten dieses selben Streifens bringt man die Bindebänder an. Den unteren Rand der Capotte behäkelt man mit Picots: 4 Luftmaschen, 1 f. M. in die erste dieser Luftmaschen, 2 f. M. in zwei Maschen des Randes. Wiederholen. Von dem Gewicht an Wolle ist etwa der vierte Teil von der gelben Wolle zu nehmen, ¾ aber von der schwarzen.


Gestrickte Capotte.

Dem Feinde.

Wirft dich dein Feind ergrimmt mit einem Steine,
Um eine Herzenswunde dir zu schlagen:
Dann mußt du seine Wut geduldig tragen,
Und gegen ihn d'rum hege selber keine!

Heb' auf den Stein, verwahr' ihn wohl im Schreine,
Vielleicht bereut er schon in wenig Tagen,
Fühlt seine Schuld recht tief im Herzen nagen;
Wenn nicht, so bleibe du der Edle, Reine! —

Doch will er sich ein Häuschen einst erbauen
Und sucht nach Steinen rings in Thal und Auen:
Leg' den verwahrten auf den Platz ihm hin;

Die Liebesrache wird er tiefer fühlen,
Als hättest du den ersten Zorn zu kühlen,
Den Stein geschleudert früher gegen ihn.

Rudolf Hirsch.



Der Brand des Hoftheaters in Stuttgart. Auf dem Schloßplatz der württembergischen Hauptstadt, der seinesgleichen in malerischer Anlage und Umgebung sucht, stand einst, seit dem Ende des 16. Jahrhunderts, in einem schmuckreichen, nach den strengen Regeln der Entstehungszeit angelegten Garten ein großer Renaissancebau, der weit und breit als ein Wunder der bildenden Kunst, Architektur, Bildhauerei und Malerei galt. Das war jenes „Lusthaus“, welches Herzog Ludwig 1584—1593 durch seinen Baumeister Beer hatte erstellen lassen und in welchem fortan, von der Zeit des dreißigjährigen Kriegs abgesehen, zahlreiche glänzende Festlichkeiten stattfanden, bis es Herzog Karl durch den Italiener Retti zu einem Opern- und Schauspielhaus herrichten ließ. Hatte es schon hiedurch, wie Kunstverständige sich damals beklagten, „sein äußeres und inneres schönes Ansehen verloren,“ so ist der herrliche Bau leider in einer nüchternen, wenig kunstfreundlichen Zeit, den 1840er Jahren, vollends ganz in ein kahles, schmuckloses Gebäude umgestaltet worden — in das Hoftheater, das in der Nacht vom Sonntag zum Montag 19./20. Januar d. J., ziemlich genau hundert Jahre nach dem Brand des sog. Kleinen Theaters am Schloßplatz, vom Feuer zerstört worden ist. Es war ein Brand, wie Stuttgart ihn noch selten gesehen, bei welchem aber die vor zehn Jahren errichtete Berufsfeuerwehr unter der Leitung ihres Direktors Jacoby ihre Tüchtigkeit in glänzender Weise an den Tag gelegt hat. Das Feuer, um Mitternacht, wie man vermutet, durch Kurzschluß der elektrischen Leitung entstanden, griff mit rasender Schnelligkeit um sich, schlug zuerst aus dem Dache hinter dem Bühnenraum heraus, und sofort stieg eine mächtige Feuergarbe mit prasselndem Funkenregen empor und beleuchtete die Stadt mit roter Glut. Die Berufsfeuerwehr war alsbald zur Stelle, doch war der Brand schon zu stark, um noch erstickt werden zu können. Er breitete sich in kurzer Zeit über den ganzen Dachstuhl und von den oberhalb der Bühne gelegenen Räumlichkeiten über den eisernen Vorhang hinweg mit unglaublicher Schnelligkeit gegen den Zuschauerraum hin aus. Große Abteilungen Militär waren kommandiert, um den Brandplatz abzusperren und die Feuerwehren in ihrer angestrengten Thätigkeit zu unterstützen. Zunächst brannte der Bühnenraum vollständig aus. Die Flammen ergriffen dann den Zuschauerraum, so daß nach 1 Uhr der ganze innere Teil des Theaters in Feuer stand. Nun begann der Dachstock einzustürzen. Auch der rechte Seitenanbau geriet in Flammen. Der an das Theater sich anschlie-

Flügel des Residenzschlosses war gefährdet; morgens gegen 3 Uhr wurde der das Theater mit dem Schlosse verbindende Gang teilweise eingerissen. Auf den Balkons und den Dächern des rechten Schloßflügels waren stundenlang die Feuerwehrleute in angestrengter Thätigkeit, um Fassade und Dach mit Wasser zu besprengen und dadurch ein Uebergreifen des Brandes zu verhindern. Gegen 3 Uhr morgens stürzten mit Ausnahme der beiden inneren Feuerwände alle Mauern des inneren Theaterbaus ein, ebenso auch die äußere des Bühnenraums. Am gefährlichsten war die Lage bei dem rechten Seitenbau, dessen Mauern zum Teil nach außen hin einstürzten. Um 5 Uhr morgens standen nur noch der linke, gerettete Seitenanbau, die beiden inneren Feuerwände und der obere Teil des Theaters mit den Haupteingängen. Alles übrige stürzte in sich zusammen und wurde ein Raub der Flammen. Mit einer mächtigen Detonation stürzte der auf der Mitte des Daches angebrachte kleine Turm in das Innere herab. Bis 3 Uhr 40 Minuten war das Maschinen- und Kesselhaus verschont geblieben, durch herabstürzende brennende Gebäudeteile wurde jedoch das Dach eingeschlagen, so daß auch da das Feuer sein Zerstörungswerk begann. Gegen 5 Uhr ergriff das Feuer eine Zeitlang das Foyer. Der nördliche Anbau (Dienstwohnungen und Materialien) ist bis auf die Grundmauern zerstört. Der östliche Anbau (Kanzlei 2c.) ist bis auf den 1 Stock durchgebrannt. Von den Coulissen, Requisiten, Garderobevorräten 2c. wurde von dem Militär ein Teil gerettet. — Noch am ganzen Montag waren auf dem Brandplatz mehrere Dampfspritzen und eine große Zahl von Strahlrohren in Thätigkeit, und monatelang wird das Entfernen der Brandschuttmassen und hernach das Abbrechen der Mauerruinen in Anspruch nehmen.



Innenansicht des Stuttgarter Hoftheaters nach dem Brande.

Das Recht des Stärkeren. Der Kampf um das Dasein, oder um Vorrechte, um gewisse Positionen des Daseins, welcher durch alle Bereiche der gesamten Lebewesen geht, zeigt sich aufs heftigste auch in der gefiederten Welt. Nicht nur die eigentlichen Raubtiere unter den Vögeln greifen andere Gattungen an, und ebenso bekriegen sich nicht nur die Angehörigen verschiedener Gattungen, sondern in ein und derselben Familie herrscht oft die schärfste Anfeindung. Es ist höchst interessant, solchen Befehdungen und Geltendmachungen des Rechts der Stärkeren zu beobachten. Wie unter den Menschen, haben unter den Vögeln die Kecksten, Frechsten und Verschmitztesten die stärksten Erfolge.



Passende Rubrik. Buchhalter: „Herr Chef, wie soll ich nur das Geld, mit welchem der Kassierer durchging, eintragen, als Gewinn oder Verlust?" — Chef: „Buchen Sie es unter „laufende Ausgaben".

Er berichtigt sich. „Wie geht's Deinem Mann?" — „Ach, der arbeitet an seinem Werke über Eherecht." — „Aber das war doch bereits vor eurer Hochzeit erschienen?" — Allerdings, aber er will jetzt eine neue, veränderte Auflage veranstalten!"

Diplomatenwitz. Ein Bankier, welcher in Renten spekulierte, frug einst Talleyrand, ob er ihm nicht mitteilen wolle, was an der Sache Wahres sei: er habe gehört, König Georg III. von England sei plötzlich gestorben. Der Staatsmann erwiderte ihm, er würde sehr erfreut sein, wenn die Nachrichten, welche er geben könne, ihm von einigem Nutzen sein könnten. Der Bankier war glücklich, eine authentische Nachricht aus so hoher Quelle zu erhalten. Talleyrand aber fuhr mit geheimnisvoller Miene fort: „Einige behaupten, der König von England sei tot; andere sagen, er sei nicht tot. Ich glaube weder dem einen, noch dem anderen. Ich sage Ihnen dies ganz im Vertrauen und bitte dringend, mich nicht zu kompromittieren." K.

Glückverheißender Unfall. Der junge, nachmals als Komponist berühmt gewordene Gretry war in seiner Jugend äußerst fromm. Als er zum erstenmal das Abendmahl genoß, hatte der Prediger in seiner Rede geäußert, daß das, was man an diesem Tage von Gott erbitte, bestimmt erfüllt würde. In diesem Glauben betete Gretry, wie er selbst erzählt, Gott möge ihn lieber sterben lassen, wenn er kein achtbarer Mann und kein großer Musiker werden sollte. Noch an demselben Tage bestieg er mit einigen Freunden den Turm, um den Schwingungen der hölzernen Glocke zuzusehen, die während der Passionszeit täglich einmal geläutet wurde. Der Ton derselben war ein eigentümlicher, und trotz der heiligen Stimmung, die in den Gemütern der Abendmahlsgenossen vorherrschte, konnten sie sich eines heiteren Lächelns nicht erwehren. Auch Gretry lachte, fühlte aber plötzlich, daß sich etwas auf ihn stürzte und ihn zu Boden warf. Ein Balken, der oberhalb des Gerüstes gelegen hatte, war, vermutlich durch die Erschütterung desselben gelockert, auf ihn herabgefallen. Wie tot lag er auf der Diele. Man hielt sogleich mit dem Läuten ein, und die Läuter sowohl, wie seine Freunde, eilten ihm zu Hilfe. Gretry war jedoch nicht zu erwecken; der Kopf blutete, und er selbst war vollständig bewußtlos. Man hielt ihn für tot, und einer seiner Freunde eilte, einen Priester herbeizuholen. Ehe dieser kam, erhob sich Gretry plötzlich, faßte sich nach dem Kopfe und rief: „O welch' ein Glück! Gott will meinen Tod nicht! Der Balken, der mich traf und nicht tötete, kündet mir — eine glückliche Zukunft. Ich bin bestimmt, ein guter Mensch und ein großer Musikus zu werden!" — Und er ist wirklich beides geworden; ein liebenswürdiger Mensch einerseits und andererseits ein Mitglied des Konservatoriums in Paris und Komponist von 43 Opern, deren gefällige Melodien die Franzosen entzückten. K.



Gemüsebeete umgraben. Gemüsebeete müssen bei nicht zu strenger Kälte jetzt umgegraben werden, wenn das nicht schon im Herbst geschah. Ueberall sieht man in den Gärten noch Kohlstrünke stehen und dann wundert man sich, daß die Kohlgewächse nicht mehr gedeihen wollen, daß sie von der Kopfkrankheit aufgefressen werden. Man nehme die Strünke heraus und verbrenne oder vergrabe sie tief in die Erde. Beim Umgraben lasse man die Schollen roh liegen, daß der Frost gut in den Boden einzudringen vermag, gemäß dem alten Lehrspruch: „Der Winter ist der beste Ackersmann."

Mittel gegen Asthma. Man esse abends eingelegte Preiselbeeren. Ihr hoher Chiningehalt lindert und beseitigt jede Atemnot.

Schleie mit saurem Rahm. Die in Stücke zerteilten Schleie werden mit wenig Wasser, Salz, einer Zwiebel und einem Stückchen Butter weich gedünstet, worauf man die Brühe mit etwas in Mehl gerollter Butter verdickt, dann thut man geriebene Muskatnuß, Pfeffer und einige Citronenscheiben dazu, sowie einige Löffel saueren Rahm, läßt alles unter fortwährendem Rühren aufkochen, quirlt die Sauce mit 1—2 Eidotter ab und richtet sie über den Schleienstücken an.

Die Vogelmilbe, ein winzig kleines Insekt, das kaum wahrnehmbar ist, macht die Käfigvögel krank, matt und verursacht bei massenhaftem Auftreten nicht selten den Tod. Das sollten sich alle Vogelliebhaber merken und besonders während der Brutzeit die größte Reinlichkeit im Käfig beobachten. Es ist deshalb dringend notwendig, vor Eröffnung der Hecke, sowie bevor die Nachzucht in Einzelbauer oder Flugkäfige gesetzt wird, die Geräte und Käfige einer gründlichen Reinigung mit Seife und heißem Wasser zu unterziehen. Ganz besonders ist auf die Risse und Spalten der Käfige und Sitzstangen zu achten, weil diese die Schlupfwinkel für das Ungeziefer abgeben. Das Auspinseln derselben mit in Spiritus gelöster Karbolsäure ist zu empfehlen. Sehr oft sieht der Vogelliebhaber seine Lieblinge krank, ohne zu wissen oder zu erraten, woran es fehlt, und die eigentliche Ursache sind die Milben die er trotz scheinbarer Reinlichkeit gar nicht bemerkt.

Rätsel.

Ich stand in alten Zeiten
In hohem Glanz und Ruhm;
Sie kamen aus allen Weiten
Zu meinem Heiligtum;
Sie kamen mit Wünschen und Hoffen,
Zu hören meinen Rat;
Doch mancher schied betroffen,
Der meine Schwelle betrat.

Ein kleines Zeichen am Ende
Verändert mich gar schnell:
Ich trug den Sänger behende
Hin durch die Meereswell'.
Schon jauchzte die schnöde Bande
Mit goldbegierigem Sinn;
Ich aber brachte zum Lande
Den glücklich Geretteten hin.

Karl Staubach.

Kryptogramm.

			A	A	A			
			A	A	B			
			C	C	C			
C	D	D	E	E	E	E	E	E
E	E	G	G	H	H	H	I	I
I	L	L	L	N	N	N	N	O
			R	R	R			
			S	S	T			
			T	U	V			

Die Buchstaben in vorstehender Figur sind so zu ordnen, daß sechs sich kreuzende Wörter entstehen. — Die Wörter in den vertikalen Reihen bezeichnen: 1) Einen französischen Kardinal und Staatsmann. 2) Einen der beliebtesten und populärsten französischen Dichter der Neuzeit. 3) Einen Ort bei Paris mit bedeutender Industrie und Irrenanstalt. Die Wörter in den horizontalen Reihen bezeichnen: 1) Einen Ort am Rhein. 2) Einen flandrischen Patrioten im vierzehnten Jahrhundert. 3) Stadt in Württemberg. P. Klein.

Charade.

Wer's Erste verachtet, der ist wohl ein Thor,
Es raget das Andere mächtig empor.
Meist zieht an dem Zweiten das Ganze sich hin,
Das köstliche Erste gedeihet darin. J. F.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Scherzrätsels: Bier, Biber. — Des Rätsels: Automat. — Des Arithmogriphs: **K**reuznach, **R**echen, **E**unuch, **U**rach, **Z**ahna, **N**eckar, **A**achen, **C**hur, **H**anau.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.